

Teaching Idea 9

Teil 1: Publizieren mit Studierenden für Studierende	1
Teil 2: Quellenübung einmal anders	4

Teil 1: Publizieren mit Studierenden für Studierende

von Claudia Lichnofsky

in der Lehrveranstaltung ‚Konstruktion von Ethnie und Nation‘, einer Übung aus dem Modul ‚Theorie und Methode‘ in den Studiengängen ‚Geschichte‘ und ‚Osteuropäische Geschichte‘, wurde mit Studierenden eine Publikation erstellt, die Studierenden (nicht nur) der Osteuropäischen Geschichte als Handreichung dienen soll. Gleichzeitig war die Publikation als Motivation, einen interessanten und lesefreundlichen Aufsatz zu erstellen, für die Teilnehmenden der Übung gedacht. Die Beiträge der Broschüre stellen die schriftlichen Prüfungsleistungen dar, sind allerdings redaktionell bearbeitet worden. Die vorliegende Sammlung soll andere Studierende **mit Theorien zur Kategorie ‚Nation‘ vertraut machen**, sie aber auch anregen, sich kritisch damit auseinander zu setzen. Dies ist vor allem auch in der Osteuropäischen Geschichte sinnvoll, wo oft noch von ‚Identitäten‘, ‚Ethnien‘ und ‚Nationen‘ als natürlichen Kategorien ausgegangen wird.

Idee und Problemkontext

Ausgangspunkt dieser Idee ist die Feststellung, dass viele Studierende zum Abgabetermin ihrer Hausarbeiten meist nur eine Rohfassung erstellt haben und somit den Prozess des Schreibens und Umschreibens nach Feedback sowie die Auseinandersetzung mit Lektüre und eigenem Text nicht durchleben und erlernen. Daraus erstand die Erkenntnis, dass neben Zitierregeln und formalem Aufbau auch das Schreiben selbst in der Lehrveranstaltung thematisiert und geübt werden muss. Während in Magisterstudiengängen viel Zeit für das Schreiben selbst zur Verfügung stand und sich so bis zur Abschlussarbeit die eigene Schreibarbeit verbessern konnte, zählen in den modularisierten Studiengängen alle schriftlichen Leistungen ab dem ersten Semester in die Abschlussnote hinein. Bei einigen Lehrenden der Osteuropäischen Geschichte entstand dadurch der Wunsch, Studierende im Schreiben zu unterstützen. Bisherige Angebote wie Sprechstunden, Exposé-Besprechung und Rückmeldung zu bereits Geschriebenem greifen aufgrund des dichten Stundenplans in den neuen Studiengängen und ihrer Konzentration auf reine Wissenswidergabe in Form von Klausuren während des Semesters nicht. Eine gewisse Hemmschwelle, Sprechstunden bei Lehrenden zu besuchen und auch die Überzeugung, keinesfalls früher als zwei Wochen vor dem Abgabetermin mit dem Schreiben zu beginnen, ist dabei festzustellen.

In den Semesterferien, der konventionellen Schreibphase, ist jedoch die Möglichkeit, Studierende zu betreuen, äußerst begrenzt und schwierig: Lehrende befinden sich auf Konferenzen oder auf Archiv- und Forschungsreise und bieten alle paar Wochen eine Feriensprechstunde an, die kaum wahrgenommen wird. Denn auch Studierende verbringen

die vorlesungsfreie Zeit bei den Eltern fern von Gießen, im Praktikum, Ferienjob, Intensivsprachkurs oder auch im Urlaub. Das hat zur Folge, dass Studierende mit ihren Arbeiten in der Schreibphase alleine sind und häufig auch keinen Zugang zu den entsprechenden Büchern haben. Gerne wird dann lediglich auf Online-Ressourcen zurückgegriffen und lediglich die vorgegebene Anzahl von Zeichen auf Papier gebracht. Eine rechtzeitige Intervention von Seiten der Lehrenden bei Problemen ist aufgrund des geringen Kontakts nicht möglich und per Mail sehr schwierig.

Rahmenbedingungen

Aus diesen Beobachtungen heraus wurde in dieser Theorie und Methode-Übung im Wintersemester 2011/12 das Schreiben während des Semesters verpflichtend. Da die Übung im dritten und vierten Studiensemester angeboten wird, sind die Studierenden noch am Beginn ihrer akademischen Laufbahn, haben jedoch schon erste Erfahrungen mit Hausarbeiten und Quellenkommentaren gemacht und sollten in der Lage sein, ihre eigene Schreiberfahrung zu reflektieren und zu verbessern. Prüfungsleistung in dieser Lehrveranstaltungsform ist – laut Modulbeschreibung – eine Rezension, ein Essay oder ausgearbeitetes Referat von ca. 10.000 Zeichen (ca. 5 Seiten), wodurch die Abfassung während des Semesters realistisch blieb. Um keine neue Textgattung einzuführen, die nie wieder im Studium verlangt wird, und als Übungsfeld für zukünftige Hausarbeiten der Hauptseminare, orientierten sich die Essays in ihrer Struktur eher an Hausarbeiten und wissenschaftlichen Aufsätzen statt an philosophischen Abhandlungen.

Da im Studienplan der Osteuropäischen Geschichte als Hauptfach ein Projektmodul vorgesehen ist, konnten zwei Studenten für die Redaktionsarbeit gewonnen werden. Neben dem Besuch einer Lehrveranstaltung aus dem Projektmodul, bestand ihre benotete Prüfungsleistung für das Modul darin, den Autor/innen nach der endgültigen Abgabe und vor der Publikation des Essays Veränderungsvorschläge zu machen, eine Einleitung zu schreiben und die Broschüre zu layouten. Dies konnte nur gelingen, weil die Redakteure gleichzeitig auch das Theorie und Methode Modul belegten und der Kollege des Projektmoduls ihnen die Redaktionsarbeit als Projekt anerkannte, obwohl dieses keinen Zusammenhang zu seiner Lehrveranstaltung hatte.

Methodische Herangehensweise

Von der ersten Semesterwoche an wurde sich dem Essay Schritt für Schritt genähert: Parallel zur Diskussion einführender Texte in den Sitzungen, hatten Studierende die Aufgabe, selbstständig Literatur zu recherchieren und eine Fragestellung zu entwickeln. Nach einer Rückmeldung von mir als Lehrkraft wurde eine Gliederung erstellt, die bei allen Essays zu Nationalismustheorien folgendem Dreischritt folgte: Vorstellung der Theorie, Kritik anderer Autor/innen an dieser und Anwendung auf Osteuropa. Welche Nationsbildung oder Region als Beispiel herangezogen wurde, blieb dabei den Studierenden überlassen. Alternativ konnten Studierende auf eigene Initiative die Verflechtung von Nation und einer weiteren Analysekatgorie wie Antisemitismus, Antiziganismus, Geschlecht und Rassismus analysieren. Nach eingehender Besprechung und Begleitung des Aufbaus und Inhalts der Essays in den Sprechstunden, stellten Alle ihren Entwurf als Referat in einer Blocksitzung vor. Die Referate wurden digital aufgezeichnet und den Studierenden über StudIP zugänglich gemacht. Dadurch konnten sie – im Fall einer Schreibblockade oder als Einstieg in den Schreibprozess – auf das eigene gesprochene Wort zurück greifen oder sich noch einmal anhören was Kommiliton/innen zu ihren Theorien referiert hatten. Parallel dazu gab es in den Sitzungen verschiedene Schreibübungen, um den Einstieg zu erleichtern: Vom Sammeln von Fragen vor den Referaten, über Freewriting nach Textdiskussionen bis hin zum Schreiben von fiktiven Nachrichten für ein Kindermagazin dienten diese dazu, Text- und Schreibearbeit zu kombinieren und als miteinander verwobene Prozesse wahrzunehmen. Aus den

Kindernachrichten über das eigene Essay-Thema konnte der Entwurf einer Einleitung erstellt werden, der unter Kommiliton/innen ausgetauscht und kommentiert wurde. Über die Weihnachtsferien wurden die Aufsätze fertig gestellt, um sie in der ersten Sitzung des neuen Jahres zu besprechen. Alle hatten die Aufgabe, alle Aufsätze auszudrucken (was unter Studierenden nicht mehr selbstverständlicher Schritt vor der Textlektüre ist), zu lesen und schriftlich zu kommentieren (mit dem Stift in der Hand zu lesen ist ebenfalls nicht selbstverständlich). Wer sich an diese Vorgaben und die Abgabedaten hielt, bekam also im Idealfall Anfang Januar von elf Personen (inkl. Dozentin) Kommentare und Anregungen zur Verbesserung der schriftlichen Prüfungsleistung und konnte dadurch auch seine Note verbessern, die auf das fertige Produkt gegeben wurde..

Lernziel

Studierende, die bereits in den ersten beiden Semestern wissenschaftliches Arbeiten (Recherche, Textlektüre, wissenschaftliches Schreiben) erlernt hatten, konnten sich nun auf den Schreibprozess, -inhalt, -kontext und das Schreibprodukt konzentrieren. Verschiedene Abgabetermine für unterschiedliche Zwischenschritte sollten das termingerechte Arbeiten einüben. Die Arbeit in Kleingruppen zur Schaubild-Erstellung oder Kritik der Aufsätze sollte die Teamarbeit stärken und die Vorstellung der noch zu schreibenden Essays die Fähigkeit zur Präsentation üben. Das Kritisieren und Redigieren fremder Schreibprodukte schärfte die Wahrnehmung für Aufbau und Argumentation eines Textes und sensibilisierte für Verbesserungsmöglichkeiten, die man im eigenen Text oft nicht sieht. Das ständige Überarbeiten des eigenen Essays schulte außerdem die Selbstreflektion.

Am Ende sollte die Erkenntnis stehen, dass kollegiale Rückmeldung und Coaching durch Lehrende auch schon in einem frühen Stadium nützlich sind **und ‚Korrekturlesen‘ nicht** lediglich eine Überprüfung der Rechtschreibung darstellt. Als Dozentin hoffe ich, dadurch auch die Bildung von Peergroups für gegenseitiges Coaching unterstützt zu haben. Auseinandersetzung mit, Kritik an und Anwendung von Theorien sah die Mehrheit der Teilnehmenden in der Evaluation als erreichtes Lernziel an, eigenständiges Arbeiten und Redigieren von Texten zumindest die Hälfte. Tipps für das wissenschaftliche Schreiben, die Abfassung der Prüfungsleistung während des Semesters, die intensiveren Sitzungen im Block und die Publikation der eigenen Texte wurden von der Mehrheit als positiv, unterstützend und motivierend bewertet.

Publikation

Die Veröffentlichung stand allen elf Studierenden der Übung offen, doch nicht jede/r wollte und konnte die zeitintensiven Überarbeitungen nach Abgabe und Benotung der Prüfungsleistung parallel zu Praktika und anderen Hausarbeiten noch leisten. So sind nun einige Theorien und Anwendungen auf Osteuropa in der Broschüre nicht vorhanden.

Die Handreichung ist in der Gießener Elektronischen Bibliothek abrufbar:

http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2012/8772/pdf/KonstruktionNation_2012.pdf

Für Anregungen, Kritik, Austausch und weitere Materialien: Claudia.Lichnofsky@yahoo.de

Teil 2: Quellenübung einmal anders

von Andreas Hübner

Seminarkonzeption «Enfin le démon possède icy un grand empire»? : Quellen zur Geschichte Louisianas in interdisziplinärer Perspektive (Quellenübung)

Einleitung

Generell galt es, in der Veranstaltung gleichermaßen Inhalte, Methoden sowie Schlüsselkompetenzen des kulturwissenschaftlichen und -historischen Arbeitens im Dialog mit den Studierenden zu erörtern und zu vertiefen. Inhaltlich standen Grundkenntnisse zur ereignisgeschichtlichen, politisch-wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung Louisianas im Mittelpunkt, wobei die Kontextualisierung und die Historisierung dieser Grundkenntnisse im zirkumkaribischen und atlantischen Raum stets im Auge behalten wurden. Aus methodischer Sicht sollten die Studierenden Grundprinzipien wissenschaftlichen Arbeitens wie etwa die Beschaffung von und den Umgang mit kritischer Literatur erlernen und im Laufe des Semesters auf ein ausgewähltes Forschungsgebiet bzw. im Rahmen der Referate und Quellenkommentare anwenden. Kompetenztechnisch insbesondere gefördert wurden die Fähigkeiten, fremde und eigene Forschungsarbeiten disziplinär und interdisziplinär sowie theoretisch und konzeptuell zu verorten, mündlich wie schriftlich in adäquater und wissenschaftlicher Form darzustellen und anhand wissenschaftlicher Kriterien zu beurteilen. Des Weiteren sollten die Studierenden in der Diskussion mit KommilitonInnen ihre Kommunikations- und Kritikfähigkeiten verbessern und die Bedeutung von Zeitmanagement, Einsatzbereitschaft und Verlässlichkeit bei der Planung und Durchführung kooperativer Forschungsprojekte, wie sie etwa gemeinsame Referate oder Responenzen im Kleinen darstellen, begreifen.

Grundüberlegungen zum Seminar und Ziele

Neben diesen generellen Prämissen machte es sich die Veranstaltung von Beginn an zur Aufgabe, Erkenntnisse und Ergebnisse meines Dissertationsprojektes in die grundständige Lehre rückwirken zu lassen. Gerade kulturwissenschaftliches und -geschichtliches Arbeiten sowie der Mehrwert interdisziplinärer Forschungsverfahren sollten in der Kooperation mit den Studierenden deutlich werden. Dies verlangte abgesehen von den einführenden Sitzungen zur ereignisgeschichtlichen Entwicklung Louisianas die stete Einbindung von Methoden anderer Disziplinen. Bereits in den ersten Sitzungen wurde diese Maxime über die Annäherung an die Grundüberlegungen des Spatial und Topographical Turn sowie zu Formen des Literarischen und zum Linguistic Turn eingelöst. Karten gehörten damit genauso zum Quellenmaterial wie die diversen Journals, Mémoires und Histoires der kolonial-europäischen Akteure. Die entsprechenden Quellen stammten dabei in Teilen direkt aus meinen Archivaufenthalten und Forschungsarbeiten. Sie wurden dezidiert kontextualisiert und historisiert. Ferner wurden die Beschreibungen Louisianas in den Quellen sehr präzise im Zusammenhang eines atlantischen Diskursraumes diskutiert. So wurde zum Beispiel erläutert, inwiefern die Produktion von Karten zu Louisiana von den Bedingungen in Frankreich bzw. in Paris beeinflusst waren und eher utopische Modelle des Experimentellen denn Abbildungen des Realen darstellten. Ebenso wurden die Briefe kolonial-europäischer Akteure im Diskursraum der Aufklärung erläutert und unter machtpolitischen Aspekten analysiert.

Ziel war es nicht nur eine ereignisgeschichtliche und beschreibende Einführung in die Entwicklung des kolonialen Louisiana, zur Zirkumkaribik und zum atlantischen Raum zu liefern, sondern in Zusammenarbeit mit den Studierenden eine perspektivische Verschiebung in Gang zu setzen, die weniger die Rolle der kolonial-europäischen Akteure fokussierte,

sondern die Agency der amerindianischen Gruppen und der afrikanischen Sklaven herausfilterte. Voraussetzung hierfür war es, dass es die Studierenden im Laufe der Veranstaltung vermochten, festgeschriebene Erzählungen zu amerindianischen und afrikanischen Akteuren zu hinterfragen. So galt es beispielsweise die Produktionslogiken und -mechanismen von Erzählungen des „wilden Amerindianischen“ oder des „unzivilisierten Afrikanischen“ offenzulegen und demgemäß die entsprechenden (Be)Deutungsmuster bzw. die geschichtswissenschaftlichen ‚Wissensproduktionen‘ zu dekonstruieren. Über diesen Weg versuchte die Veranstaltung festgeschriebene Vorstellungen eines von kolonial-europäischen Akteuren dominierten Raumes Louisianas, der Zirkumkaribik und der atlantischen Welt aufzulösen und in eine Geschichtsschreibung des ‚Anderen‘ bzw. der ‚Spuren‘ einzuführen – wie sie in den Culture Studies für den atlantischen Raum seit Paul Gilroy’s *Black Atlantic* verfolgt wird.

Methoden

Die Annäherung an das kulturwissenschaftliche und -geschichtliche sowie das interdisziplinäre Arbeiten wurde in der Veranstaltung vor allem über die Einbindung der historisch-kritischen Methode der Quellenanalyse bewerkstelligt. Die Lehre der historisch-kritischen Methode der Quellenanalyse ist im Grundlagenmodul des Studiums der Geschichte am Historischen Institut der JLU Gießen verpflichtend verankert. Über einen dreistufigen Prozess, der die Heuristik, die innere und äußere Quellenkritik sowie die Quelleninterpretation umfasst, bietet die Methode einen grundlegenden Ansatz, Quellenmaterial zu diskutieren und zu analysieren. Für die Annäherung an das kulturwissenschaftliche und -geschichtliche sowie das interdisziplinäre Arbeiten stellt insbesondere die Heuristik, das heißt vereinfacht formuliert das Suchen und Finden von Fragestellungen zu Quellen, einen hervorragenden Ausgangspunkt dar. Während ereignisgeschichtliche Annäherungen sich häufig mit dem Beschreiben des Quellenmaterials zufrieden stellen, sollten die Studierenden lernen, ausgehend von beschreibenden Fragestellungen abstraktere heuristische Überlegungen zu entwickeln. Ein Beispiel hierfür bot die Sitzung zum Kulinarischen. Während konventionelle Analyseverfahren mit dem Beschreiben von Ernährungspraktiken und Zubereitungspraktiken abschließen könnten, wurden die Studierenden angehalten, in einem weiteren Schritt zu erörtern, inwiefern über die Analyse von Ernährungspraktiken und Zubereitungspraktiken weitere Rückschlüsse auf koloniale Praktiken bzw. Praktiken des Kolonialismus folgen müssten. So konnten über die Offenlegungen von Zuschreibungen zu amerindianischen und afrikanischen **Ernährungspraktiken als ‚wild‘ und ‚unzivilisiert‘** sowie von kolonialen und europäischen **Praktiken als ‚edel‘ und ‚zivilisiert‘** abstraktere Ernährungsdiskurse erläutert werden. In diesem Kontext wurden Ernährungspraktiken als Medium von Diplomatie, als Medium der Beherrschung afrikanischer Sklaven sowie Zubereitungspraktiken im Sinne interkultureller Kontakträume diskutiert. Unter anderem wurde erläutert, wie über die Beifügung einer **«sauce blanche» Lebensmittel von ‚wildem‘ oder ‚merkwürdigem‘ Geschmack durch französische Zubereitungspraktiken quasi zivilisiert wurden und somit eine ‚einfache‘ «sauce blanche»** letztlich als hierarchisches und machtpolitisches Distinktionsmittel im kolonialen Raum diente.

Aus methodischer Perspektive von oberster Prämisse war es ebenfalls, mit den Studierenden die räumliche Verschränkung des kolonialen Louisiana mit der Zirkumkaribik und der atlantischen Welt zu erarbeiten. Der Ansatz der Interdisziplinarität bot hierfür einen hervorragenden Ausgangspunkt. Es galt zum Beispiel, die Verknüpfungen von Sklaverei, Religion und Musik zu erörtern und dezidiert die afrikanischen und karibischen Spuren von religiösen und musikalischen Praktiken in Louisiana zu diskutieren. Ein populäres Exempel bieten in diesem Kontext die Praktiken von Voodoo oder Vodoun. Aber auch anhand von Instrumentalisierungs- und Performanzpraktiken, zu nennen wären der Transfer von

verschiedenen Trommeln und Trommeltechniken sowie von Tanzschritten über Senegambia, Haiti, Jamaika und Kuba nach Louisiana, ließen sich afrikanische Praktiken nachweisen, deren Spuren bis heute in den Musikformen des Jazz, Blues, Ragtime oder Zydeco nachwirken. **Genauso war dies über die Analyse von Sprache möglich.** „Work songs“ und „field hollers“ werden schon seit Längerem als Beispiel der Verflechtungen afrikanischer Spuren und des Blues angeführt. Spezielle Analysen der Yoruba-Sprache zeigen zudem, dass bestimmte afrikanische Intonationspraktiken in gegenwärtigen Musikformen, wie Dancehall und Rap, weiterhin eine entscheidende Rolle spielen. Die Verflechtungen von Sklaverei, Religion und Musik konnten darauf aufbauend über die Analyse von kolonialen Performanzakten diskutiert werden. Zu nennen wären hier die sonntäglichen Ereignisse am Congo Square in New Orleans während der Kolonialzeit, die Rituale der Jazz Funerals sowie das Aufkommen der so genannten Mardi Gras Indians. Angeregt wurden die Diskussionen dabei von Quellen des Literarischen, des Bildlichen, des Akustischen und des Videovisuellen. Neben der Lehrform der Diskussion kamen weitere Lehrformen, wie Respondenzen, Referate und Gruppenarbeiten, zum Einsatz, die vor allem zur Qualitätssicherung beitragen sollten und dementsprechend im Folgenden zu erläutern sind.

Lehrformen, Qualitätssicherung und Evaluationsverfahren

Zur Qualitätssicherung der Veranstaltung wurde Lektürematerial ausgewählt, das einerseits die maßgeblichen Forschungen zum kolonialen Louisiana repräsentierte, zum anderen aber die Lektürekompetenzen und -gewohnheiten der Studierenden berücksichtigte. Dies setzte die wissenschaftliche Diskussion jeglicher Lektürematerialien in der Veranstaltung voraus und verlangte gleichfalls die kontinuierliche Zwischenevaluation der Lektürematerialien mit den Studierenden. Ergänzend wurden den Studierenden strategische Lektürekompetenzen vermittelt. Für die Lektüre wurde explizit dazu aufgefordert, die Fragestellungen, Thesen und Argumentationen der Lektürematerialien herauszuarbeiten. Vertieft wurde diese Herangehensweise durch die eingeforderten Respondenzen, die im Sinne von wissenschaftlichen Abstracts die Fragestellungen, Thesen, Argumentationen und Forschungsdiskussionen von ausgewählten, zusätzlichen Lektürematerialien zusammenfassen sollten. Bei der Auswahl dieser zusätzlichen Materialien wurde darauf geachtet, dass diese mit den von allen Studierenden zu lesenden Materialien korrespondierten, aber auch gegenläufige Thesen und Argumente lieferten und somit die Diskussion in der Veranstaltung beförderten.

Die Referate, die ausdrücklich die Anfertigung der Quellenkommentare vorbereiteten, dienten weniger der Vertiefung des Kontextuellen, sondern trugen über die Analyse textueller und materieller Quellen bzw. Quellenfragmente sowie kultureller Praktiken zu den Diskussionen **der einzelnen Sitzungen bei. In der Sitzung zu ‚Louisiana und Musik‘ griffen die Referenten** beispielsweise auf Clifton Chenier und die Traditionen des Zydeco zurück, um die Diskussionen zu den afrikanischen Spuren und zur Kreolisierung Louisianas zu beleuchten. Vertieft und gesichert wurden die Diskussionen durch etwa fünfzehnminütige Wrap-up-Phasen in den folgenden Sitzungen. Diesen Phasen nutzten den erneuten Blick auf das Quellenmaterial, um nochmals die wesentlichen Aspekte der vorherigen Sitzung hervorzuheben. In einigen Fällen wurden hier neue Quellen eingebracht. Schließlich galt es nicht nur die Sicherung der Ergebnisse zu garantieren, sondern auch Verknüpfungen zwischen den einzelnen Sitzungen zu verdeutlichen. Zur Aktivierung der Studierenden beruhten die Wrap-up-Phasen, wie der Diskussionsphasen, in Teilen auf Impuls-Gruppenarbeiten, die einen Zeitrahmen von fünfzehn Minuten nicht überschritten. Diese Impulsphasen initiierten den Dialog zwischen den Studierenden innerhalb der einzelnen Gruppen wie auch den Dialog zwischen den Gruppen.

Die weitere Qualitätssicherung der Veranstaltung erfolgte auf Grundlage zweier wesentlicher Komponenten: Transparenz und stete Evaluation. Jegliches Lektürematerial, textuelle Quellen

sowie vom Dozenten verwendete Sekundärliteratur wurden den Studierenden in Stud.IP zur Verfügung gestellt. Zudem verlangte das Seminarkonzept von den Studierenden ihre Referathandouts sowie Respondenzen bis zum Montag vor der jeweiligen Sitzung ebenfalls in Stud.IP einzustellen. Im Nachgang der Sitzungen waren die Studierenden dazu angehalten, ihre Handouts und Respondenzen ferner unter Einbeziehung der Diskussionen zu überarbeiten und in Stud.IP erneut hochzuladen.

Diese Transparenz ermöglichte es, eine stete Evaluation der Leistungen der Studierenden und natürlich auch des Dozenten durchzuführen. Auf diese Weise war für die Studierenden und auch den Dozenten eine Vergleichbarkeit der Leistungen durchführbar. Zudem konnten die Entwicklungen einzelner Studierender im Laufe des Semesters nachvollzogen werden, da sich ihnen fortwährend die Chance bot, an den Handouts und den Referaten (und somit auch an **den Quellenkommentaren) sowie an den Respondenzen zu ‚feilen‘.**

Fazit

Interdisziplinarität in den Geschichtswissenschaften bedeutete im Rahmen der hier skizzierten Lehrveranstaltung vor allem die Abkehr von einer zu starken Fokussierung auf historische Textquellen. Ein(e) StudentIn kommentierte diesen Umstand in der abschließenden, anonymen und nicht-institutionalisierten Evaluation mit den Worten, es habe sich um „kein trockenes Seminar“ gehandelt. **Kartenmaterial, Musik und Abbildungen von kolonialen Gärten** schienen sich für die Studierenden, so zeigten die nachbereitenden Wrap-up-Phasen, generell besser einprägen und mit den Leitideen der Veranstaltung (siehe auch Anschreiben) verschränken zu lassen.

Gleiches galt für das Aufbrechen von Vorstellungen, die eine absolute Dominanz des kolonialen Raumes und kolonialer Praktiken durch europäische Akteure propagieren. Gerade die Praktiken des Musikalischen, Religiösen sowie die Afrikazentrierten Diskussionen zum Sklavenhandel verdeutlichten den Studierenden, dass Louisiana, die Zirkumkaribik und die atlantische Welt in der Frühen Neuzeit Räume waren, in denen aus interdisziplinärer Perspektive unterschiedlichste Akteure und Akteursgruppen miteinander interagierten und die Geschichte dieses Raumes somit gemeinsam prägten.